
Rita Süßmuth

Bewahrung, Entwicklung, Versöhnung als politische Vokabeln? – Lernprozesse im Überschneidungsbereich von religiösen Visionen und politischen Zielsetzungen

Magnifizienz, Herr Professor Gröske, Herr Dekan, Herr Oberbürgermeister, Herr Brendle, Herr Kollege Lähmann, liebe Teilnehmer und Teilnehmerinnen dieser Veranstaltung: Ich freue mich, dass ich Gelegenheit habe, aus meinem Wirkungsfeld zu ihrer Arbeit Stellung zu nehmen; und wenn ich sage zu Ihrer Arbeit, dann möchte ich gleichzeitig sagen: zu unserer Arbeit.

Denn das, was seit 1982 versucht wird - längst bevor wir uns politisch darauf verständigen konnten, dass wir ein Einwanderungsland sind (nachdem die Fakten uns erschlagen haben) – dreht sich, ohne dass dies in der Bundesrepublik ein breites öffentliches Thema war, um die Frage: Wie leben die Menschen aus unterschiedlichen Regionen, Kulturen und Religionen friedlich miteinander?

Dem entsprechend war ein Leitmotiv unserer Zuwanderungskommission das friedliche Miteinander von Menschen unterschiedlicher Herkunft und Ausrichtung. Ich betone hier nicht die unterschiedlichen Wertorientierungen, weil ich es wie Hans Küng für außerordentlich wichtig halte, dass wir stärker fragen: „Was verbindet uns?“ als „Was trennt uns?“ Denn die Hervorkehrung von Gegensätzlichkeit in den Wertorientierungen – mit einer hierarchischen Welt- und Religionsordnung, die die eigene Überzeugung unhinterfragt an die oberste Stelle setzt, hat uns lange genug geschadet.

Wenn es sich als richtig herausstellt - das ist meine erste Überlegung -, dass hier das Engagement in der Zivilgesellschaft lange vor dem politischen wirksam war, dann kann ich heute konstatieren, dass wir uns jetzt in einer Phase befinden, in der das zivilgesellschaftliche Engagement eingemündet ist in ein genuin politisches.

Damit meine ich nicht, dass die zivilgesellschaftlichen Gruppierungen sich nicht gleichzeitig politisch relevant geäußert und in der Konsequenz auch direkte politische Adressaten aufgesucht haben; aber dies Engagement war nicht selbst Gegenstand in der Politik.

Damit beziehe ich mich wiederum nicht in erster Linie auf die Gesetzgebung. Dort ist jedem Gesetzgeber zu raten – ja es ist anzumahnen, dass er die eigenständige Dimension des Religiösen achtet und sie nicht in gesetzgeberische Akte zwingt - es sei denn, es geht wie im Grundgesetz um den Respekt, um die grundlegende Stellung, um die Verankerung des Religiösen als Teil unserer Kultur wie jetzt in der Europäischen Union.

Deswegen soll ein Ja zum zivilen Engagement ausgesprochen werden – dann aber auch die Frage verfolgt werden: Was ergibt sich daraus für die Politik? Dabei besteht hier nicht eine Gleichrangigkeit der Verantwortungsebenen; sie sind unterschiedlich! Doch braucht die Politik das zivile Engagement in mehrfacher Hinsicht.

Ich komme als nächstes zu dem Verhältnis zwischen Universitäten und Kommunen. Die Kommunen brauchen die Universitäten als reflektierende Ressource für die Entwicklung des Zusammenlebens. Es fehlt in der Öffentlichkeit schlichtweg an Wissen. Das alltägliche Leben verschiedenster Nationen und Kulturen ist viel weiter fortgeschritten als das Wissen voneinander bzw. das Wissen derjenigen, die miteinander leben. Und da stecken die alten Vorstellungen, sehr verkürzte Stereotypen, viel stärker in den Köpfen und den alltäglichen Verhaltensweisen als es angesichts der Notwendigkeiten des Zusammenlebens vertretbar ist.

Damit komme ich zu dem ersten Begriff im Titel dieses Forums: **Bewahrung** ist wesentlich; aber es darf nicht beim unveränderlichen Festhalten am Bestehenden bleiben, sondern das, was es zu bewahren gilt, ist dynamisch weiter zu entwickeln. Ich hätte die Sorge, dass das Schlagwort Bewahrung zu schnell allgemeine Zustimmung findet, wobei jeder es auf seine Ideale bezieht, aber es besteht keine Klarheit darüber, was wir gemeinsam vorrangig zu bewahren haben.

Dem Impetus der meisten Religionen entspricht es - und das betone ich gerade auch für das Christentum -, nicht alles zu belassen wie es ist. Auch im Alten Testament ist Bewahren kein statischer Begriff. Bereits in dem Auftrag zum „Bebauen und Bewahren“ der alten Schöpfungsdarstellung in Genesis 2 (V. 15) ist Dynamisches enthalten: dass mit aller Phantasie willkürlichem Zerstören dessen, was es zu bewahren gilt, entgegengetreten wird. Das betrifft die Natur ebenso wie den Menschen mit allen seinen zivilisatorischen Kräften. Es geht darum, mit dem zu Bewahrenden unterwegs zu bleiben.

Ob ich das nun als Philosoph oder Vertreter einer Religionsgemeinschaft ausdrücke: Es gehört dazu Offenheit und Vorläufigkeit und damit auch die Erkenntnis, dass niemand von uns im Besitz der absoluten Wahrheit ist. Damit sind wir auf dem Weg der Annäherung und der Grenzüberschreitung, die es uns erst möglich macht, aus der Nichtverabsolutierung einer Wahrheit an der Wahrheit der anderen interessiert zu sein, sie in ihrem Eigencharakter wahrzunehmen und sie – im Bewusstsein der jeweiligen Begrenzung - in den Diskurs mit der eigenen Wahrheitserfahrung zu bringen.

Die Universität ist dabei in besonderem Maße der Ort für die Entfaltung die Dynamik von Bewahrung und **Entwicklung**, an dem grenzüberschreitend das Andere zu suchen und zu erschließen ist.

Die Frage der anderen Kulturen ist nicht erst mit der Europäisierung aufgekommen. Aber sie wurde - wenn ich von Einzelgestalten in Humanismus, Aufklärung und im 19. Jahrhundert absehe – nur von wenigen aufgenommen.

Auch die Universitäten haben im 20. und 21. Jahrhundert nicht die Vorreiterrolle wahrgenommen, die ihnen zugekommen wäre. Sonst wären wir jetzt nicht in der großen Verlegenheit, dass sich die anderen Religionen hier etabliert und verankert haben und unter schwierigen Bedingungen genötigt sind, selbst ihre Multiplikatoren, ihre Lehrenden, ihre Vermittelnden auszubilden. Die ganze Problematik erleben wir ja gegenwärtig in der Entwicklung eines islamischen Religionsunterrichts. Ich sage schlicht: „Wir sind Anfänger“. Und Gott sei Dank haben wir erste Einrichtungen geschaffen, es wird Pionierarbeit geleistet, an der gerade auch diese Universität beteiligt ist, und wir hoffen, dass sie weitergeht. An diesem Beispiel ist sehr deutlich zu merken, dass wir in einem tiefen Paradigmenwechsel stecken.

Nach dem Auftrag für die Universitäten möchte ich – noch bevor ich auf den Staat zu sprechen komme - die **Kommune** nennen. Denn das Miteinanderleben vollzieht sich in unseren

Kommunen. Und sein Gelingen hängt davon ab, welche Zivilgesellschaft sich in ihnen findet. Welchen Erfahrungen begegnen die Menschen aus verschiedenen Regionen, Kulturen und Religionen vor Ort? Da gibt es gute und schlechte Beispiele.

Gegenwärtig sind die hoch qualifizierten Menschen aus anderen Ländern sehr willkommen; mit ihnen haben wir die wenigsten Integrationsprobleme. Aber ereignet sich da aus Sicht von wertegebundenen Gemeinschaften, Demokratien wie Religionsgemeinschaften nicht das Schlimmste an Diskriminierung und Selektion? Deswegen liegt die Herausforderung hier nicht darin zu fragen, wie die Eliten sich miteinander verständigen, sondern wie die Menschen in ihren Gemeinschaften insgesamt zusammenleben und was sie befähigt zur Achtung vor dem Anderen und seiner Religion.

In den Kommunen – das haben Sie, Herr Oberbürgermeister, eben schon gesagt - ist das kein Lieblingsthema. Nur, wenn es nicht - wie hier für den Tag der Religionen und die dafür zusammen arbeitenden Gruppierungen - in unseren Kommunen Führungskräfte gibt, die das Thema in ihre Regie nehmen, dann bleibt es bei den Stereotypen, bei den Feindbildern, und bei denjenigen, die sehr schnell die Emotionen hochputschen.

Ich bin froh, dass beim Nürnberger Forum diese Themen nüchtern und unbeschönigt mit aufgenommen werden. Denn bei allem visionären Engagement der Gutwilligen: Das Miteinander von Andersartigkeit gehört zu den schwierigsten Herausforderungen für den Menschen. Und selbst wenn wir ihm sagen: Die Begegnung ist ein spannender Vorgang, so gehört dazu eben die Spannung. Wenn wir im Rahmen der Forumsthematik von Entdeckungsreisen im Bereich der Weltreligionen sprechen, so müssen wir gleich einräumen: Expeditionen sind Abenteuer mit ungewissem Ausgang - mit vielen Überraschungen, Haken, großen Widerständen, Uverständnissen. Deshalb dürfen wir den Menschen nicht vorspiegeln, dies sei nur ein kleiner leichter Willensakt - und damit wäre die Sache erledigt.

Nein, es gehört dazu, ihnen die Wahrheit zu sagen: dass es Menschen schwerfällt - es das beginnt bei Paarbeziehungen - Andersartigkeit wertzuschätzen, den Anderen auch anders sein zu lassen und trotzdem das Miteinander mit ihm zu suchen.

Nun kommt hinzu - ich bleibe bei der Kommune -, dass Ihnen die Bürgerinnen und Bürger sagen: „Das ist unglaublich, die verfremden uns total unsere Kultur; wir wollen hier Deutsche sein.“

Und wenn sie dann fragen, was das genau ist, geraten die Befragten in große Verlegenheit. Aber sie wissen: Da ist etwas Bedrohliches, das anders ist. Was sie nicht veranlasst zu sagen: Wir wollen den anderen auch mitteilen, wer wir sind und wir wollen hören wer sie sind, sondern es gilt das Motto: „noli me tangere“ – „Berühre mich nicht“. Bleib du für dich und ich für mich. Im übrigen aber erwarte ich, dass du dich täglich ganz und gar integrierst. Da wollen die Ankommenden wissen: Wohin und wo hinein soll ich mich integrieren? Bedeutet das: Ich lebe mit dir in Nachbarschaft? Heißt das: Ich kann meine Religion leben und ich lebe gleichzeitig Ökumene? Heißt das, dass ich hier gleichberechtigt bin? Oder nur geduldet? Heißt es, dass ihr neugierig seid, was wir mitbringen? Oder was heißt es eigentlich?

Und deswegen ist mir ganz wichtig, dass wir auf diesem Wege nicht in lauter Missverständnissen landen. Wir leben in einem säkularen und pluralen Staat, aber niemand weiß mehr, wofür denn die einzelnen stehen.

Im Gegenteil, das Miteinander der Religionen - das muss eine These sein, die von dieser Tagung erneut ausgeht - stärkt die Identität der verschiedenen Religionsgemeinschaften.

Oft erlebe ich, dass mir in Gemeinden gesagt wird: „Wenn wir uns mit den anderen Religionen an einen Tisch setzen, und wir haben Jugendliche dabei, können wir uns furchtbar blamieren, weil die gar nicht mehr recht wissen, was der Inhalt ihres Glaubens ist.“ Deswegen ist es wichtig, dass die Religionsgemeinschaften sich darin üben, ihre Grundüberzeugungen elementar zu formulieren und der nachwachsenden Generation zu vermitteln. Es reicht nicht zu sagen: Das Miteinander ist eine zentrale Zielsetzung. Wir müssen uns klar darüber sein, dass das Miteinander nur Sinn macht, wenn jeder sagt, wer er ist und was ihm wichtig ist und was er bisher verstanden hat im Rahmen seiner Religion.

Ich darf das einmal an mir selbst verdeutlichen: Erst sehr spät habe ich erfahren, in welcher Weise Christentum und Judentum zusammenhängen - und erst dann fand ich einen Zugang zum Alten Testament. Noch länger dauerte es, bis ich an den Koran herangeführt wurde.

Menschen neugierig zu machen, ist dabei ganz wichtig. Das lässt sich nicht verordnen; dazu braucht es spannende Prozesse.

Dabei kann man bei den traditionellen Stereotypen ansetzen: dass die andere Religion eine Gewaltreligion sei und die eigene eine Friedensreligion; dass die Frauen dort gar nichts gelten... Und bei genauem Hinsehen stellen wir fest, dass Christen und Muslime in ihrer Geschichte gar nicht so weit entfernt voneinander sind. Aus meiner eigenen Konfession weiß ich, wovon ich rede: All diejenigen, die die biblischen Frauengestalten herausgearbeitet haben, waren nicht die Höchstangesehenen in der Hierarchie meiner Kirche.

Auch auf dieser Ebene haben wir - wie es Hans Küng ausdrückt - mehr gemeinsame als unterschiedliche Probleme. Die einen sind ein bisschen weiter, die anderen ringen noch um das, was ihnen wichtig ist. Dabei erweist es sich als fruchtbar, sich auf die jeweilige, meist sehr dynamische und zukunftsweisende Anfangsgeschichte der Religionen zu besinnen. Die „Religionsstifter“ – Buddha, Jesus, Mohammed – haben im Lichte ihrer jeweiligen Erleuchtungs-/Offenbarungserfahrung zentrale, aus Erstarrung und Selbstbezogenheit herausführende Perspektiven für ein solidarisches, heilvolles Zusammenleben nicht nur gepredigt, sondern vorgelebt.

Deutlich geworden ist mir das Potential, das in der Aktualisierung dieser Perspektiven liegt, in dem Einsatz der verschiedensten Gruppierungen aller christlichen Kirchen, die sich in den europäischen Integrationsprozess eingebracht haben, um „Europa eine Seele zu geben“.

Nur ein kulturell starkes Europa wird auch den Dialog und die Verbundenheit mit den außereuropäischen Ländern pflegen können. Und hören wir doch endlich auf, dieses Europa danach zu begrenzen, wer der christlichen und wer einer nicht-christlichen Glaubensgemeinschaft angehört. Dieses Europa ist vom Christentum tief geprägt worden, positiv wie negativ, aber auch anderes hat es geprägt. In Spanien würde diese Diskussion ganz anders geführt werden als in Deutschland; und das ist gut so. Oft werde ich groß angeschaut, wenn ich sage: „Gehört Spanien zu Europa?“ Ist die total verrückt geworden, so eine blöde Frage zu stellen? Aber mit solchen Fragen stiften wir Nachdenklichkeit.

Oder nehmen wir einzelne Suren des Koran, die von Solidarität und Gerechtigkeit sprechen. Man muss auch provozieren, damit Nachdenklichkeit bei den Menschen aufkommt und sie die Dinge anders sehen können.

In meiner Kindheit noch waren bikonfessionelle Ehen Anlässe zu vielleicht nicht mehr Gewalttätigkeit, aber zu massiven Ausgrenzungen aus Familien, Gemeindegängen etc. Und deswegen verstehe ich schon, Herr Lähnemann, wenn Sie betonen: Dazu braucht man einen

ganz langen Atem. Aber beginnen muss man. Multiplikatoren finden wie Sie, und zwar schneeballmäßig mehr und mehr!

Und, wenn ich noch einmal auf die Kommune zu sprechen komme: Die Integration ist immer mehr als funktionierende Sozialfürsorge. Ich lese hundertmal „Gesundheit, Bildung, Ausbildung, Arbeit, Wohnung“.

Das kulturelle und religiöse Miteinander darf nicht ausgeblendet werden. Wir müssen endlich anerkennen, dass die religiöse Beheimatung eine der großen Wirkmächte für den Menschen ist.

Wer bin ich eigentlich? Woher komme ich? Was bindet mich? Und wohin bindet es mich zurück? Nicht nur an andere Menschen, sondern gibts darüber hinaus jenes, was wir Gott nennen?

Gibt es das Metaphysische, oder gibt es nur uns als den letzten Maßstab? Da kommen die Menschen zu sehr unterschiedlichen Antworten. Aber es fängt an mit der Einsicht, dass wir die Fragen wie die Antworten zulassen. All diejenigen, die versucht haben dieses Fragen zu verbieten, sind mehr oder minder gescheitert. So wie die anderen gescheitert sind, die für sich in Anspruch genommen haben, dass alle Gewalt von Gott kommt, und die meinten, über diese Gewalt verfügen zu können.

Insofern ist die Demokratie eine großartige Chance, Menschen miteinander zu verbinden, ohne zu homogenisieren oder falsch zu harmonisieren. Insofern hilft auch die Demokratie strukturell am ehesten zur Bewältigung der Globalisierung, die Sie ja mit dem Untertitel „Religiöse Erziehung in globaler Verantwortung“ ansprechen. Die große Sorge der Menschen, übrigens nicht nur außerhalb der sogenannten industriellen/post-industriellen Länder, ist die Angst vor dem Verlust der Identität. Hier zeigt sich eine der wichtigen anthropologischen Gegebenheiten: Jeder Mensch muss irgendwo eine Verankerung, eine Bindung, eine Gebundenheit haben, um offen sein zu können; dies scheint eine durchgängige historische Erfahrung.

Bei der globalen Verantwortung kann es nicht darum gehen, Universalität im Sinne der Uniformierung zu verstehen. Davor haben Araber, Asiaten, Lateinamerikaner und Europäer vergleichbare Ängste.

Was heißt eigentlich diese Globalisierung? Ist sie nur ein wirtschaftlicher, ein technischer Prozess? Das kann es nicht sein! Das Miteinander in Frieden und Gerechtigkeit gehört dazu, in vielfältiger Weise. „Global“ ist hier die Ermöglichung, miteinander mehr in Beziehung zu treten, als das in der Vergangenheit allein technisch möglich war.

Das betrifft aber nicht nur die technischen Kommunikationsmittel, sondern auch das globale Unterwegssein von Menschen. Wir leben in einem Jahrhundert der Migration weltweit; davon erreicht Europa nur ein kleiner Teil.

Und insofern ist nicht nur über den Tourismus, sondern über die Präsenz der Menschen, über erzwungene Flucht oder freiwillige Emigration, angeworben oder von sich aus gekommen, eine Vielfalt von Kulturen und Religionen eine Realität bei uns, die der Gestaltung bedarf.

An dieser Stelle taucht erneut die Frage nach den Werten auf:

Ich bin immer wieder überrascht, mit welcher Leichtfertigkeit wir die freie soziale Marktwirtschaft Europas in die arabischen Länder tragen wollen, die ein anderes Wirtschaftsverständnis haben. Mit anderen Stärken und Schwächen, aber mit der Vorstellung, dass das, was wir Gewinne nennen, nicht zu privatisieren, sondern zu sozialisieren sei.

Ich bin der Überzeugung, dass alle Menschen eine Ordnung brauchen, in der Gewinne nicht nur privatisiert werden, sondern dass sie dem Allgemeinwohl und der Gemeinwohlorientierung zugute kommen. Hier nicht nur dem privaten Profit zu huldigen, ist eine Notwendigkeit im Prozess der Globalisierung. Ein Beispiel sind für mich die Sparkassen und die Genossenschaftsbanken, die – im Unterschied zu den „Privatbanken“ – die Gemeinschaftsorientierung zu ihren Grundsätzen zählen. Ich hoffe, dass sie uns erhalten bleiben, damit wir nicht nur dem Markt als freiem Markt jenseits der Verpflichtung gegenüber den Menschen überlassen bleiben. Sparkassen sind das einzige Geldinstitut, das jedem Kunden, auch dem Sozialhilfeempfänger, offen stehen muss.

Blicken wir zurück in das 19. Jahrhundert: Es mag undemokratisch gewesen sein. Aber die preußischen Ansätze zur Sozialgesetzgebung waren ein wichtiger Durchbruch zu mehr Gerechtigkeit; und wir haben noch nicht geschafft, sie so weiterzuschreiben, dass sie ein Modell für die Welt werden. Sie sind aus einer Erfahrung des Elends entstanden und im damaligen Kontext durchaus weitsichtig.

Weitergeschrieben werden müsste diese Bemühung um Gerechtigkeit im Zeitalter der Globalisierung in der Weise, dass die Menschen sich einerseits in ihrer Welt zurechtfinden und wiederfinden und andererseits in den globalen Bezügen etwas für sie selbst wichtiges und gemeinsames erkennen können.

In dieser Richtung möchte ich politische Verantwortung wahrgenommen wissen. Das richtet sich gegen eine simple Aufteilung der Welt in gut und böse. Eine solche holzschnittartige Verzerrung ist geeignet, in unverantwortlicher Weise Stimmung zu erzeugen und die These vom „Clash of Civilisations“ (Huntington) plausibel erscheinen zu lassen. Der Blick auf die zentral gemeinsamen Werte und ethischen Grundlagen in den Religionen wird damit verstellt.

Wir sollten uns zurücknehmen mit einer Deklaration, wer gut und böse ist. Das entscheidet letztlich jemand anderes. Wir haben uns zu bemühen, das Gute in der Welt zu vermehren und jedem zum Heil zu sein - ganz gleich welcher Rasse, Ethnie oder Religion er angehört. Das ist meine Überzeugung als Christin.

Dazu ist Grundlagenarbeit in den Religionsgemeinschaften gefordert, wie sie Hans Küng als Voraussetzung für den Dialog beschreibt. Erforderlich ist ein differenzierter Umgang mit religiösen Texten, die oft zu leicht und zu eklektisch herangezogen werden, um verbreitete Stereotype und vorgefasste Meinungen zu stützen. Globale Verstehen bedeutet dann die Herausarbeitung von Gemeinsamkeit in der Vielfalt. Damit kann jede der Religionen, jede Gruppe von Menschen einen Zuwachs an Selbstverstehen und Sensibilität für die Anderen gewinnen - und ihren Beitrag leisten zu einer Lebenssituation, in der die eine und die andere Religionsgemeinschaft nicht in der Angst leben muss, wann sie wieder zu den Unterdrückten gehört.

Es wäre ein wirklicher qualitativer Sprung, wenn wir neben der Verankerung in den Verfassungen der Welt dieses üben würden im alltäglichen Miteinander.

Das ist die große Herausforderung, vor der wir stehen, eine Aufgabe aber, die sich lohnt und die deshalb faszinieren kann, weil sie eine so spannende Aufgabe ist:

- Gegebene Probleme miteinander schrittweise Lösungen zuzuführen, und etwas anderes zu erfahren, als was wir bisher erfahren haben.
- Das Miteinander zu üben statt des Gegeneinanders.

- Dem Prinzip der Gleichwertigkeit Geltung zu verschaffen gegenüber dem der Überlegenheit.

In der Missachtung des Letzteren liegt die größte Beschämung, die beispielsweise die arabischen Kulturen als Erbe des Kolonialismus empfinden. Das ist noch schlimmer, sagen mir ihre Angehörigen, als die Not, arm zu sein, weil sie sich damit in ihrer Würde und Identität verletzt sehen.

Und deswegen muss es eigentlich Selbst- und Fremdverpflichtung eines jeden Europäers sein, den ersten Schritt zu machen mit der Wertschätzung und der Anerkennung der anderen Kulturen. Über das hinaus, was etwa der Religions- und der Geschichtsunterricht an Kenntnis und Verständnis vermitteln kann, ist es wichtig, eine teilnehmende Mentalität zu fördern, ein Punkt, an dem auch eine Spiritualität, die gelebt wird, ins Spiel kommt, weil gelebte geistliche Überzeugung aus dem „in sich selbst verkrümmt sein“ heraus führt.

Und wenn ich die anderen nicht nur sehe als die mich Verfremdenden, die mir Bedrohlichen, sondern sie wahrnehme mit ihren Ideen, die auch Problemlösungsansätze enthalten können, mit denen sie mir überlegen sind, dann können wir sie nutzen für gemeinsame Problemlösungen.

In den 70er Jahren - Sie wissen, dass ich lange Jahre als Erziehungswissenschaftlerin gearbeitet habe - waren wir theoretisch schon sehr weit – hinsichtlich Minderheitserziehung, hinsichtlich Mehrsprachigkeit. Aber es war eine Thematik, die politisch weitgehend liegen gelassen wurde. Wenn ich heute überwiegend höre „Interkulturelle Bildung heißt, dass die Deutschen mehr erfahren von anderen Kulturen“, dann sag ich „da fehlen euch 50%!“. Wo sind die Immigrantinnen und Immigranten in eurer interkulturellen Bildung? Wenn ihr es nicht miteinander macht, verpasst ihr so viele Chancen, denn die meisten Probleme kann man nur miteinander lösen, auch die des Fanatismus und des Terrorismus.

Wenn wir uns darauf einlassen, dann verändert sich das Leben und Arbeiten in unseren Hochschulen, unseren Kindergärten, unseren Schulen und selbst in unseren Pflegeeinrichtungen. Es ist ja so, dass Hunderttausende von Immigrantinnen und Immigranten bei uns ihre Arbeit leisten, dabei aber die Entscheidungen nicht gleichberechtigt mitverantworten.

Ohne hier den gesamten Bereich der politischen Partizipation anzusprechen, möchte ich doch darauf verweisen, dass es zur religiösen Erziehung gehört zu vermitteln, dass - ob Jude, Christ, Muslim - sie nicht nur vor dem Gesetz gleich sind, sondern dass sie als Bürgerinnen und Bürger aktive Mitwirkungsrechte in den Staaten besitzen sollen, in denen wir miteinander leben.

Das muss ein gültiges Prinzip sein, und nicht erst zu sagen: Das steht am Ende eines langen Prozesses. Niemand weiss genau, wo denn dieses Maß an Integration erreicht ist, von der wir die Fiktion haben, dass sie erforderlich sei. Denken diese Menschen dann in allen Poren „deutsch“? Oder ist der entscheidende Punkt der, wo jemand sagen kann: „Ich lebe in diesem Land, ich achte Verfassung und Gesetze dieses Landes, ich arbeite mit an Wohlstand und Problemlösungen“. Das wäre für mich das maßgebliche Signal der Integration.

Deswegen tun die Länder, die sich heute bereits entsprechend entschieden haben, gut daran zu sagen: Das Angebot „Du bist hier Bürgerin und Bürger“ steht am Anfang. Dafür braucht jedes Land seine Gesetze. Aber die alte Auffassung, der Mensch habe nur **eine** Identität - er wäre beispielsweise entweder ganz Christ oder nichts - entspricht überhaupt nicht der

menschlichen Erfahrung. Wir alle haben mehrere Identitäten in uns, und damit ist nicht zwingend ein Loyalitätsproblem gegeben, sondern es sind unterschiedliche Zugehörigkeiten vorhanden. Hier sehen Sie, was an Aufgaben auch im politischen Raum noch zu erfüllen ist.

Ich schließe mit der Überzeugung, dass dieser Auftrag, den die Zivilgesellschaft wahrnimmt, einer ist, den wir in der Politik brauchen. Wir brauchen Ihre Unterstützung, um auch die Kraft und die Argumente zu haben. In diesem Sinne bin ich eine strikte Anhängerin der Aufklärung geblieben.

Dabei ist mir klar, wie sehr der Mensch auch mit seinen Gefühlen angesprochen werden muss (gleichsam als „Bauchmensch“). Beide Ebenen gehören zusammen. Dabei gehen vom Kopf manchmal mehr Untaten aus als vom Bauch. Wenn wir dies als Einheit sehen, dann muss es darum gehen, Wissen und Handeln zusammenzuführen, den Mut zu haben, den anderen nicht als den Fremden, sondern nur als „anders in bestimmter Hinsicht“ zu sehen.

Und ich möchte Sie ermutigen! Sie werden wahnsinnig viel Widerstände erleben. Aber an Widerständen wachsen wir auch, das weiß ich aus der Politik. Die einen versuchen immer, einen klein zu kriegen; irgendwann hören sie auf damit - und denken, wie andere denken.

Die Ermutigung schließt die Einsicht ein: „Ja, ich muss immer wieder überprüfen, ob ich selbst übers Ziel schieße“.

Aber lassen Sie sich nicht abbringen von dem großen Verbund und Miteinander der Religionen in ihrer Vielfalt! So glaube ich, dass auch das Christentum sich im besten Sinne verstehen kann. Und ich bin sehr froh, dass die europäischen Stellungnahmen - übrigens gerade auch aus dem polnischen Episkopat – universal ausgerichtet sind, mit Visionen und Überzeugungen, die die Religionen und Kulturen überspannen und umgreifen. Und ich wünsche Ihnen, dass Sie immer wieder genügend Kraft finden, diese Ziele nicht aufzugeben.

Ich danke den Initiatoren und den Mitwirkenden, und ich brauche nicht zu betonen, wie wichtig in diesem Feld nicht nur die religiöse Erziehung ist, sondern die Erziehung des Menschen zum Zusammenleben mit anderen Menschen in humaner und einander bereichernder Art insgesamt. Das haben wir arg vernachlässigt. Deswegen haben Sie alle meine guten Wünsche für diese Tagung und die weiteren Schritte!